

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 33/1 (2006)

DOI: 10.11588/fr.2006.1.64148

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

des migrants ou bien encore de rassembler à partir des cartes d'identité anciennes des renseignements d'ordre statistique sur l'anatomie ou l'origine des personnes. Tout cela a été ou peut être fait. C'est bien plutôt le processus même d'identification d'une personne par l'autorité que l'auteur vise à déchiffrer et, au-delà, le système culturel qui aboutit à la nomenclature des catégories descriptives qui définissent et authentifient un individu. À un moment donné le nom, l'origine, la réputation, le signe graphique ou iconographique (tel le sceau) ne suffisent plus à identifier: la couleur de la peau et des yeux, telle ou telle particularité physique (un tatouage ...) ou bien la langue parlée vont remplacer le vêtement, la naissance, l'état ou la prestance dans les fiches d'identification. Aux lettres de conduit accordées vont se substituer les papiers d'identité, c'est-à-dire que l'obligation va remplacer le privilège. L'État va développer non seulement des papiers et des notions pour identifier la personne mais aussi un personnel qui, posté aux frontières et aux douanes, devra décrypter les documents présentés. Bientôt la possession de papiers va distinguer telle ou telle catégorie de personnes et introduire de nouveaux cas de figure: les faux papiers, les sans-papiers ... Pour reconstituer ce processus qui fait intervenir l'autorité, le droit, l'image, l'individualité, la mobilité, V. Groebner met en œuvre des facteurs d'explication aussi divers que la juridicia- risation de la société, l'essor de la procédure d'enquête, la culture de l'écrit, de la liste et de l'enregistrement, l'épanouissement d'une culture de l'image de la personne par le biais des armes et des portraits, la montée de l'individu, les changements dans l'onomastique, les mutations de la médecine et donc de la description et de l'approche des corps (les cicatrices!), l'accélération de la communication par le papier, l'imprimé et la correspondance. Le propos est si ample que l'on reste parfois sur sa faim (ainsi de l'aspect économique du trafic des passeports) mais nul doute que chacun des huit chapitres pourrait donner lieu à un nouveau livre.

Il faut donc lire ces deux ouvrages tout ensemble: ils s'emboîtent et assurent au lecteur l'indispensable navette entre le passé et sa modernité. Ils ont également le ton et la fonction de véritables essais historiques. Certains le déploreront et trouveront à redire sur l'interprétation ou l'agencement de telle ou telle source d'époque. D'autres iront au contraire chercher leur passeport pour regarder leur photo et se convaincront alors que la quête de l'identité par les historiens est loin d'être achevée. Quoi qu'il en soit, V. Groebner non seulement l'aura entamée mais aura défriché un terrain vierge en apportant une méthode et, le plus important, un questionnement.

Pierre MONNET, Jouy-en-Josas

Jean-Pierre POLY, *Le chemin des amours barbares. Genèse médiévale de la sexualité européenne*, Paris (Perrin) 2003, 607 S., ISBN 2-262-02010-8, EUR 26,00.

Der Verf., aus dem engsten Kreis der Schüler Georges Dubys stammend, hat ein quellengesättigtes, anspielungsreiches und reflektorisch weit ausholendes Werk vorgelegt. Er huldigt einer epischen Breite, um auch Nebenthemen länger behandeln oder Assoziationen ausreifen lassen zu können. Dadurch macht er es dem Leser oft schwer, den Hauptlinien seiner Überlegungen zu folgen und seine Argumentation in Erinnerung zu behalten. Polys Werk ist zeitweise von großer inhaltlicher Dichte, die dann plötzlich zugunsten eines neuen, unerwarteten Gesichtspunkts aufgegeben wird. Längere Beispielfolgen werden durch Reflexionen unterbrochen, die zu einer anderen Thematik führen, und überraschend wieder aufgenommen, wenn man den anfänglichen Zusammenhang nicht mehr präsent hat. So ist der Inhalt des Buchs einem wild wuchernden Baum zu vergleichen, an dessen Früchte man nicht leicht herankommt. Eine Straffung des Texts wäre wohl günstig gewesen; die Redseligkeit des Autors zugunsten einer klareren Herausarbeitung des roten Fadens zurückzudämmen, hätte der Vermittlung seiner wesentlichen Aussagen durchaus gedient.

Der Titel des Werks umfaßt nur einen Teilaspekt der Untersuchung Polys, der Untertitel hingegen verspricht zu viel. Die »amours barbares« beziehen sich auf die genealogischen Voraussetzungen der Eheschließung in der germanischen Welt und deren Einfluß auf das soziale, politische und kulturelle Leben im früheren Mittelalter. Hier zeigt Poly manch überraschende Zusammenhänge auf, scheut aber auch vor genealogischen Konstruktionen oder vor unbekümmerten Analogieschlüssen nicht zurück. Befremdend wirkt die Sicherheit, mit der der Verf. Namen germanischer Völker, Bünde und Einzelpersonen aufgliedert und etymologisch deutet. Der Rezensent gibt gerne zu, daß er zunächst von Polys diesbezüglicher Eindeutigkeit überzeugt war, schließlich aber doch gegenüber deren allzu großer Regelmäßigkeit Zweifel anmelden muß. Wo die Forschung bisher – etwa bei der Genealogie der cheruskischen Führungsschicht – trotz kühner Hypothesen über ein Halbdunkel nicht hinaus kam, geht Poly vom hellen Licht scheinbarer Tatsachen aus.

Was dem Verf. hoch anzurechnen ist, betrifft seine Grundthese vom barbarischen Einfluß auf das Mittelalter. In einer Zeit, in der das Erkenntnisinteresse geradezu krampfhaft auf das Auffinden antiker Spuren und Elemente bei jedem mittelalterlichen Phänomen gerichtet ist, muß Polys wissenschaftliche Überzeugung begrüßt werden. Doch wird diese vorurteilsfreie Sicht des Historikers durch seine sozialwissenschaftliche Befangenheit getrübt. Seiner Meinung nach wird die streng patriarchalische Gesellschaft der Antike im 5. Jh. durch ein matrilinear bestimmtes Barbarentum abgelöst, das wiederum der von der erstarkten Kirche betriebenen Renaissance des 12. Jhs. mit ihrer sozialen Dominanz des Mannes Platz machen muß. Dies scheint doch ein zu einfaches Konstrukt, das der Entwicklung der europäischen Sexualität zu Grunde gelegt wird! Daß die Frauen bei den germanischen Völkern einflußreich sein konnten, daß man sich über eine Verbindung mit ihnen anzuspinnen vermochte, daß der Bruder der Mutter ein nicht ganz geklärtes Nahverhältnis zu den Söhnen seiner Schwester hatte, ist bekannt und läßt sich wiederholt aus der altnordischen Literatur, weit seltener jedoch aus kontinentaleuropäischen Quellen nachweisen. Aus der Genealogie der Merowinger kann man das kaum ersehen, in der auch unfreie Königinnen ihren Platz haben, ohne daß deren Verwandtschaft eine politische Rolle spielte. Hingegen wird man Poly zustimmen, daß die Bedeutung des Bluts für das Heiratsverhalten der vorwanderungszeitlichen Germanen ausschlaggebend war; man heiratete innerhalb der Sippe, doch kam dabei nicht immer die kognatische Seite zum Zug. Eine solche Tradition war offensichtlich lange wirksam. Noch der söhnelose Ostgotenkönig Theoderich machte als Gemahl für seine Tochter Amalasinth einen zu den Westgoten versprengten Amaler ausfindig. Doch beweist das einerseits nur, daß eine berühmte Königssippe auf blutsmäßige Reinheit bedacht war, was nicht unbedingt für jeden einfachen Goten im 6. Jh. Gültigkeit haben mußte. Andererseits wird deutlich, daß es auf den patrilinearen Stamm ankam, die amalische Königstochter genügte nicht, um das Sippenheil weiterzugeben. In diesem Zusammenhang wären Fragen bezüglich des Einheiratens von fremden Fürsten in Königssippen zu stellen (Langobarden, Thüringer): herrschte hier noch die Vorstellung vom Erwerb des Bluts, des Heils oder galten schon vordergründige politische Überlegungen? Die Bindung an existenziell notwendige Traditionen und eine voraufklärerische Rationalität machen es einer modernen Geistigkeit oft schwer, solche Phänomene zu erklären.

In späterer Zeit ist der Wunsch, an eine Trägerin karolingischen Bluts heranzukommen, bei den großen Adelsgeschlechtern hingegen deutlich erkennbar und kann nicht allein als politisches Kalkül gesehen werden. Poly folgert zu Recht, daß dafür in tieferen Seinsschichten angesiedelte Elemente einer charakteristischen Weltsicht verantwortlich sind. Der Begriff »Ansippung« reicht da nicht aus. Der Verf. macht deutlich, welches genealogische Selbstverständnis hier entscheidend ist und zeigt, daß die Orientierung im Geflecht verwandtschaftlicher Bindungen doch gewissen Hauptlinien zu folgen scheint. Eine Dominanz der kognatischen Verwandtschaft läßt sich daraus aber nicht ablesen, soweit diese nicht das höhere soziale Prestige für sich in Anspruch nehmen kann. Poly erhellt die Pro-

blematik des vorfeudalen genealogischen Bewußtseins, aber er klärt sie nicht restlos – was wohl auch kaum gelingen kann! Auf dem richtigen Weg ist Poly bei der Frage nach verschiedenwertigen Eheformen: die modernen Einwände gegen den Begriff der Friedelehe sind wohl nicht berechtigt und höchstens gegen die exakt systematische Unterscheidung von Ehetypen angebracht. Die ausgezeichnete Quellenkenntnis des Verf. ermöglicht die Feststellung, daß die Grenzen zwischen Ehe und Konkubinat nicht immer klar zu ziehen sind. Dabei kommt es auf die Sicht des Historiographen an, der sehr oft unter dem Einfluß kanonischer Vorschriften seine Wertung abgibt, während die Laienmoral der Zeitgenossen anders gewichtet. Poly führt den Begriff »*épouse de jeunesse*« ein, die dem Königssohn früh vermählt wird, um bestimmte Optionen zu erringen und aufrechtzuerhalten. Diese Ehe hat oft ihren Zweck erfüllt, wenn sich das interne Machtgefüge verändert. Karls des Großen frühe Ehe mit der namentlich unbekanntem langobardischen Prinzessin würde diesem Typ entsprechen: sie ist weder Konkubinat noch Vollehe. Bis zur Auseinandersetzung um die »Scheidung« König Lothars II. von Teutberga dürften solche Rechtsgewohnheiten grundsätzlich anerkannt worden sein; erst damals stemmte sich der von der allgemeinen Gültigkeit des kanonischen Rechts durchdrungene Papst Nikolaus I. gegen diese Tradition, während die Erzbischöfe von Köln und Trier trotz ihres kirchlichen Amtes moralische Traditionalisten waren!

Bis ins 11. Jh. versteht Poly unter »*amours barbares*« ein Gewirr von Wertvorstellungen, sozialen Bedingungen, politischen Notwendigkeiten und einem – kaum individuell begründeten – Selbstverständnis. Liebe als Wunsch und Ziel persönlicher Erfüllung existiert dagegen noch nicht, obwohl auch die genannten Voraussetzungen nach Meinung des Rezensenten derartiges nicht ausschließen. Deshalb ist bis dahin vor allem von angewandter Genealogie die Rede. Erst ab jenem Säkulum der gesellschaftlichen Wende macht sich der Verf. auf die Suche nach Liebe im engeren Sinne, vorzüglich aber nach der damit zusammenhängenden Sexualität in allen Variationen. Darüber sind die Quellen nicht so leicht zum Sprechen zu bringen. Autobiographische Schriften wie Guibert von Nogents *De vita sua sive monodiarum libri tres* sind selten, bleiben aber trotz ihres singulären Werts in der Mischung aus Wiedergabe nüchterner Alltäglichkeit und religiös geprägter Weltbetrachtung eines schon jung von der Umwelt Abgeschlossenen letztlich etwas enttäuschend: den Menschen der Aufbruchzeit zeigt das erste Buch der Selbstbiographie nicht, sieht man von der Tatsache der Aufzeichnungen selbst ab. Auch jetzt leugnet Poly das Vorhandensein individuellerer Züge im Verhältnis Mann/Frau. Scheiden auch sippenbedingte Überlegungen dabei aus, so tritt jetzt die Herrschaft des kanonischen Rechts hervor mit ihren Geboten und Verboten, die wesentlich misogyn ausgerichtet scheinen und so die Frau der durchschnittlichen Brutalität des Mannes ausliefern. Ob sich dieses Wiedererstarken des antik-mediterranen Patriarchats für die Beziehung der Geschlechter so entscheidend auswirkt, daß die Frau letztlich in eine Opferrolle gedrängt wird, möchte der Rezensent bezweifeln. Diese etwas eindimensionale Sicht erklärt sich eher aus dem Entwicklungsmodell Polys. Freilich, die Betonung des agnatischen Elements im Lehenswesen, in Geschlechtsnamen und Wappen läßt sich nicht leugnen, aber persönlich ist die Frau nicht schlechter gestellt als in den vergangenen Jahrhunderten. Und das Konzept der höfischen Liebe und die damit verbundene Stilisierung des gesellschaftlichen Austauschs sprechen eine andere Sprache. Poly sieht darin erst recht eine Übersteigerung der haßerfüllten Abwertung der grundsätzlich sexuell anziehenden und daher verderblichen Frau. Dabei handelt es sich aber wohl um ein *iurare ad verba magistri*: hat sich doch G. Duby (vor allem in »*À propos de l'amour que l'on dit le courtois*«) wiederholt gegen die höfische Wertung der Frau als einen Spiegel der Wirklichkeit gewandt. Doch übersieht diese Auffassung, daß die anerkannten Ideale der führenden Schicht niemals vollkommen an der Realität vorbeigehen können, solange die gesellschaftlichen, materiellen und kulturellen Voraussetzungen gegeben sind. Erst wenn diese fehlen und die sozialen Regeln der literarischen Vorbilder nur mehr spielerischen

Charakter haben, verlieren jene Ideale ihren Sitz im Leben: und das ist im Spätmittelalter durchaus der Fall. Gerade aber im 12. und 13. Jh. ist die Hochschätzung der Frau ein von der Kirche auch mit dem Sündenbegriff nicht zu erschütterndes Phänomen einer Laienkultur. Der Mann stilisierte die höfische Dame als wesentlichen Bezugspunkt seines existenziellen Strebens, was von der Kirche nur als sexuelles erfaßt werden konnte. Doch dies traf die Beziehung Mann/Frau nur zu einem Teil, während die ethische, disziplinierende und soziale Orientierung erst ermöglichende Komponente außer acht gelassen wurde. Die höfische Welt bietet nur einen kleinen, wenn auch wesentlichen Ausschnitt des mittelalterlichen Kosmos: die Realität der Mittel- und Unterschichten mochte der Sicht Polys eher entsprechen, aber dies ist nicht Ergebnis einer Wende im Lauf der gesellschaftlichen Entwicklung, sondern eines Daseins im Schatten vielfältiger Veränderungen.

Poly hat sich an ein sehr großes, höchst problematisches und nicht zu erschöpfendes Thema gewagt. Ihm ist ein Achtung gebietendes Werk gelungen, das eine Fülle von Anregungen bietet, neue Einsichten vermittelt und bisher unbeachtete Zusammenhänge aufhellt. Dennoch bleibt der Gesamteindruck unbefriedigend. Zu sehr schwankt er zwischen historischer und sozialwissenschaftlicher Sichtweise; oft läßt er sich von isoliert stehenden Quellen leiten, die kein zeitgenössisches Korrektiv haben. Dadurch leidet die Beweiskraft und Schlüssigkeit seines Gesamtkonzepts, aber auch die Struktur seines Werks. Gewinn zieht man hingegen aus Einzelheiten, originell gesehenen und neu gedeuteten Phänomenen der mittelalterlichen Geschichte.

Georg SCHEIBELREITER, Wien

Hanna VOLLRATH, Natalie FRYDE (ed.), *Die englischen Könige im Mittelalter: Von Wilhelm dem Eroberer bis Richard III.*, Munich (C. H. Beck) 2004, 263 p., 4 maps, 9 ill. (Beck'sche Reihe, 1534), ISBN 3-406-49463-3, EUR 12,90.

The aim of this book is to provide introductory essays by individual specialists on English rulers of the middle ages for a German audience. Although the title might lead the reader to assume that the book begins in 1066, it does in fact start in the seventh century, with an overview of Anglo-Saxon kingship by the late Patrick Wormald. In a very brief foreword the editors explain that each contributor chose to emphasise a different facet of his or her subject, so that, for example, J. GREEN concentrates on the relations between rulers and the nobility while N. VINCENT concentrates on historiography. The level of difficulty of each contribution varies very considerably. P. WORMALD's chapter is highly allusive, demanding a degree of knowledge of English constitutional history which absolute beginners are unlikely to possess, though those readers who already have some acquaintance with Bede, with Asser's »Life of Alfred« and with the Anglo-Saxon lawcodes will profit from the insights on early medieval periodization and the development of kingship. J. GREEN's chapter on the Anglo-Normans, by contrast, is too simplistic, and – surprisingly for one who has done so much to illumine twelfth-century government – very thin on administrative sources. However her survey of royal marriage strategies is rewarding. M. AURELL's account of the Angevins is well-aimed at the intended readership, and gives a properly balanced view of the activities of Henry II and his sons, with Normandy and Anjou rightly in the foreground. A confusion of patent and pipe rolls on p. 74 is unfortunate. N. VINCENT's chapter on Henry III is excellent, introducing the reader not only to Henry's political and cultural aims but also to the tradition of historical writing on Henry from the seventeenth century to the present day. R. STUDD's discussion of the three Edwards is much weaker, giving insufficient grounding on their military and political activities. There is also an awkward discrepancy between his and K.-F. KRIEGER's account of Richard II's birth and probable mother-tongue (compare p. 140 and 157: Krieger's version is